GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Liebe Revisited – Romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft?

Bethmann, Stephanie

2010

https://doi.org/10.25595/4174

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bethmann, Stephanie: *Liebe Revisited – Romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft?*, in: FGS (Freiburger GeschlechterStudien), Jg. 16 (2010) Nr: 1, 223–239. DOI: https://doi.org/10.25595/4174.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Stephanie Bethmann

Liebe Revisited – Romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft?

In den 1970er und 1980er Jahren brandmarkte die feministische Bewegung romantische Liebe – sie sei ein besonders perfides Instrument patriarchaler Unterdrückung, da sich die liebende Frau dem Manne freiwillig unterwerfe. Das hierarchische Geschlechterverhältnis werde durch romantische Liebe zur individuellen Hingabe verklärt. Heute gehört für viele diese Romantisierung von Ungleichheit der Vergangenheit an. Die Emanzipation scheint gelungen – wenn auch noch nicht auf dem Arbeitsmarkt so doch zumindest im Privatleben. Jedenfalls ist es in weiten Teilen der Gesellschaft nicht mehr legitim, an den Partner bzw. die Partnerin spezielle Erwartungen zu richten mit der Begründung, dass er ein Mann bzw. dass sie eine Frau ist. Auch in der Soziologie wird vielfach eine Wende hin zu Partnerschaft und Egalität konstatiert, eine demokratische Neuordnung der liebenden Geschlechter. Ich möchte vor diesem Hintergrund die feministische Kritik an romantischer Liebe einer Revision unterziehen. Ist Liebe immer noch ein Instrument der Perpetuierung von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern? Oder war die Kritik so wirksam, dass sie sich mittlerweile selbst abgeschafft hat?

Zunächst werde ich zur Einleitung eine soziologische Perspektive auf Liebe skizzieren. Im zweiten Teil werde ich die genannte Kritik der Frauenbewegung darstellen und im dritten Teil die Demokratisierungsthese anhand von Anthony Giddens' (1992) Studie zum *Wandel der Intimität*, um anschließend im vierten Teil mit Bezug auf neuere empirische Studien zu einer Einschätzung der Egalität in Liebesbeziehungen zu kommen. Abschließend werde ich einen Vorschlag formulieren, wie eine kritische Analyse von Liebe heute aussehen kann, und dabei Einblicke in ein laufendes Forschungsprojekt geben.

Liebe als soziologischer Untersuchungsgegenstand

„Even sociologists fall in love", überschreibt Stevi Jackson (1993) ihren Artikel über Liebe. Man könnte nun einen Ausflug ins Persönliche erwarten, denn in der Tat scheint das Thema Liebe besonders dazu aufzufordern, den analytischen wissenschaftlichen Blick durch persönliche Worte abzumildern. Was ich mit dem Zitat hingegen sagen möchte, ist etwas anderes: Liebe, selbst wenn wir noch so sehr ihre Mechanismen durchschauen, verliert dadurch nicht an Macht über uns. Es ist gerade charakteristisch für Liebe, dass sie jenseits der eigenen Kontrolle erlebt wird. Eine kognitive Reflexion ist daher kein ausreichendes Mittel, um einer möglichen Verblendung durch Liebe zu entgehen.

Wenn Liebe aber ein unkontrollierbares Gefühl ist, das uns im Griff hat, dann scheint die Annahme absurd, man könne in der Liebe sozialen Regeln folgen. Die Gesellschaft hat da anscheinend nichts mitzureden. Dass Liebe dennoch ein durch und durch gesellschaftliches Phänomen ist, wird im Folgenden deutlich werden (vgl. hierzu auch Degele/ Bethmann 2009). Bourdieu nennt die Liebe aufgrund dieses Spagats zwischen gefühlter Individualität und Sozialität „einen Bereich der Verleugnung der sozialen Welt schlechthin" (Bourdieu 1987, 796). In seinem Spätwerk *Die männliche Herrschaft* aber lobt er die befreiende Macht der unvernünftigen Liebe, die uns sozialen Zwängen entheben kann (Bourdieu 2005, 186 ff). Man findet also bei einem Autor zwei sehr gegensätzliche Einschätzungen zur Liebe, und diese bilden die Dreh- und Angelpunkte meiner Überlegungen: Liebe als Befreiung des Individuums und Liebe als Verklärung der Unfreiheit.

Die hier diskutierten Positionen beziehen sich auf zwei rezente Liebeskonzepte: die romantische und die später daraus hervorgehende partnerschaftliche Liebe (vgl. Giddens 1992, 2). Ab dem 18. Jahrhundert setzt sich romantische Liebe allmählich als kulturelles Leitmotiv in westeuropäischen Gesellschaften durch (vgl. Burkart 1998; Lenz 2006, 222 ff). In ihrer Entstehung ist sie unauflöslich mit Individualisierungsdiskursen verwoben (vgl. Burkart 1998; Burkart/Hahn 1998; Beck/ Beck-Gernsheim 1990; Jackson 1993; Simmel 1985). Romantische Liebe ist eine Liebe zwischen Menschen, die sich selbst als einzigartige Individuen zu begreifen gelernt haben. Mit ihr wird die Partnerwahl zur reinen Privatsache. Sie beansprucht, der einzig gültige Grund zu sein, eine Bindung einzugehen. Soziale Verbünde wie Familie, Kirche und Dorfgemeinschaft haben ihren Einfluss auf die Paarbildung anscheinend verloren. Liebe formuliert eine Vorrangstellung des Individuums und seines Anspruchs auf Glück vor der Gesellschaft. Das liebende Paar ist eine Dyade von Zweien, die einander wichtiger nehmen als alles und alle anderen.

Die romantische Liebe erscheint zuallererst als etwas Individuelles, das sich in unserem Innern abspielt, und an zweiter Stelle als eine Privatsache zwischen den Liebenden. Diese Privatheit von Liebe ist auch heute noch hochgradig ideologisch besetzt. So genannte arrangierte Ehen und Zwangsheirat dienen als Kontrast zum Ideal der freien Partnerwahl. Die freie Partnerwahl ist die Fiktion einer selbstbestimmten, vom Gefühl der Liebenden gelenkten

Entscheidung autonomer Individuen. Zum Konzept romantischer wie partnerschaftlicher Liebe gehört diese Ideologie der Freiheit, der Autonomie und der Selbstbestimmtheit.

Im Prinzip hat romantische Liebe mit ihrer Betonung eines individuellen Glücksanspruchs das Potential, die soziale Ordnung durcheinander zu bringen. Tatsächlich aber wirkt sie weitgehend stabilisierend auf soziale Strukturen (vgl. Klein 2001; Illouz 2003). So reproduziert sich auch im Zeitalter der Liebesheirat zuverlässig die soziale Schicht in der Ehe (vgl. Blossfeld/ Timm 2003; Klein 2001; Illouz 2003). Angesichts dieser Prozesse stellt sich die Frage, wie und ob sich durch Liebe trotz einer Ideologie der Selbstbestimmung auch Strukturen des Geschlechterverhältnisses reproduzieren, oder ob wir von einer Demokratisierung der Geschlechterbeziehungen in der Liebe sprechen können. Um diese Frage zu klären, werfe ich zunächst einen Blick zurück und rekapituliere die feministische Kritik an romantischer Liebe.[1]

Romantische Liebe als Instrument der Unterdrückung?

Es gibt einen feministischen Slogan, der romantische Liebe pointiert entlarvt: „It starts when you sink into his arms and ends with your arms in his sink" (zit. n. Jackson 1993, 204). Zuerst kommt die liebende Hingabe. Diese Hingabe ist fundamental asymmetrisch angelegt: *Sie* sinkt in seine Arme, nicht *er* in ihre. Obwohl romantische Liebe in ihrem literarischen Ursprung die Gleichheit der Liebenden betont (vgl. Lenz 2006, 221 f), wird Geschlechterdifferenz in Darstellungen von Liebe deutlich inszeniert (vgl. Hirschauer 1992, 338; Burkart/ Koppetsch 2001, 449). Und entsprechend der Betonung von vergeschlechtlichter Differenz ist auch die Gabe, die semantisch in der liebenden *Hin-Gabe* steckt, für Männer und Frauen mit unterschiedlichen Erwartungen verbunden. Für romantisches Lieben ist konstitutiv, dass man gibt und nichts zurückverlangt, nicht aufrechnet, bis hin zum persönlichen Opfer als Liebesbeweis (vgl. Koppetsch 1998).

Mit der selbstlosen Gabe wird die Höchstrelevanz des geliebten Partners markiert und manifestiert: Für Dich tue ich alles! Die Liebenden beteuern einander, dass der/die Partner/in unter allen Menschen einen exklusiven Status in der eigenen Welt und Lebensplanung einnimmt (vgl. Luhmann 1982). Will man die normativen Erwartungen an echte Liebe erfüllen, dann muss man das eigene Handeln ganz und gar auf die Bedürfnisse des/r Anderen ausrichten. Das größte persönliche Glück ist es dann, die geliebte Person glücklich zu machen. Im romantischen Modell, das in der bürgerlichen Familie seine Blüte hatte, werden von Männern und Frauen je unterschiedliche Gaben dieser Art erwartet (vgl. Giddens 1992, 43 ff).

Im zweiten Satzteil wird erklärt, worin die weibliche Liebesgabe im weiteren Verlauf der Liebesbeziehung besteht: „...es endet mit deinen Armen in seinem Spülbecken"! Es geht also im Wesentlichen um eine Kritik der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung in Liebesbeziehungen. „Mutti spült, Papa arbeitet" so

zitiert Nina Degele (2003) im gleichnamigen Artikel ein Kinderbuch zu diesem Rollenbild. Mutti macht unentgeltliche Hausarbeit, die weder als Arbeit anerkannt noch bezahlt wird. Im Gegensatz zu Papa, der arbeitet, spült sie. Der Lohn für weibliche Arbeit ist Liebe – während der Lohn für männliche Erwerbsarbeit in barer Münze und gesellschaftlicher Anerkennung ausgezahlt wird (vgl. Schwarzer 1973). Dieser Topos wird in der Frauenforschung (Bock/ Duden 1977; Bischoff 1992) unter dem Stichwort ‚Liebesarbeit' diskutiert: Aus Liebe geleistete und durch Liebe entlohnte Haus- und Familien-Arbeit ist unsichtbare Arbeit. Die ungerechte Arbeitsteilung der Geschlechter, so die Kernkritik, wird durch Liebe ideologisch stabilisiert. Die Geschlechterhierarchie ist zudem affektiv besetzt und erotisiert: „Hinter der Liebesromantik verbirgt sich eine falsche, verbogene Erotik, und ‚romantische Liebe' ist heute der Name für das Spiel, das Unterdrückung der Frau heißt" (Mitchell 1985, zit.n. Burkart 1998, 28).

Simone de Beauvoir stellt fest, dass die weibliche Sozialisation sowie die weiblichen Lebensbedingungen ihrer Zeit dazu beitragen, dass Frauen stärker als Männer Erfüllung in romantischer Liebe suchen (Jackson 1993, 205). Die soziale Position der Frauen hing lange Zeit ausschließlich von ihrem Ehemann bzw. ihren Heiratschancen ab. Liebe wurde mit der Sphärentrennung des bürgerlichen Familienmodells zum weiblichen Ressort, zur feminisierten Liebe (vgl. Giddens 1992, 43). Zugleich wurde die Aufopferung aus Liebe zu einem der wenigen weiblichen Machtmittel – denn sich opfern verschafft zumindest ein Anrecht auf Dankbarkeit (vgl. Koppetsch 1998; Bourdieu 2005, 61). De Beauvoir spricht von einer weiblichen Subjektivität, für die liebende Hingabe und Opfer Selbstverwirklichung bedeuten. Die liebende Unterwerfung erscheint demnach für Frauen als Akt der Befreiung, weil Weiblichkeit ein Verlangen nach der eigenen Versklavung mit sich bringt (vgl. Jackson 1993, 205). Das weibliche Selbstopfer ist gewissermaßen eine pervertierte Form der Selbstverwirklichung.

Die feministische Kritik hat zur Folge, dass Liebe in den 1970er und 1980er Jahren stark politisiert wird (Meuser 1998) – bis hin zur Forderung, sich aus privaten Beziehungen mit dem Klassenfeind Mann ganz zurückzuziehen und „zum militanten Lesbianismus über[zu]treten" (Sontag 1973, 209). Die Partnerwahl ist damit ein politisches Statement – die Privatheitsideologie mit ihrem scheinheiligen *Wo die Liebe hinfällt...* wird radikal in Frage gestellt.

Aber auch innerhalb der heterosexuellen Beziehungen wird es politisch. In Svende Merians autobiografischem Kultroman von 1980 *Der Tod des Märchenprinzen*[2] inseriert die Protagonistin auf Partnersuche feministisch-reflektiert: „Linke Frau, 24, möchte gerne unmännliche Männer, gerne jünger, kennenlernen" (Merian 1984, 10). Mit ihrem Partner Arne bemüht sie sich, eine politisch korrekte Beziehung zu führen. Reflexiv wird das romantische Beziehungsideal von ihr ironisch untergraben und verworfen; dennoch prägt die Sehnsucht danach ihr Beziehungshandeln. Weil man in Liebesdingen offenbar Schutz vor den eigenen Gefühlen braucht, ist eine radikale Öffnung der Beziehung nach außen Programm: Das Private ist politisch. Es muss in der Semantik des Buches auch gar nicht ‚politisiert' werden, sondern *ist* politisch und darf umgekehrt nicht ‚privatisiert' werden.

> Als ich ihn mal gefragt habe, wie er das sieht, mit Beziehungsauseinandersetzungen und so zu privatisieren, da hat er ganz selbstverständlich gesagt: das sollte man nicht tun. Und mit Sabine hat er all diese Auseinandersetzungen alleine geführt. *Hat privatisiert*. (Merian 1984, 147)

Der Norm der Privatheit wird in einer sich als emanzipiert verstehenden Subkultur eine Norm der Öffentlichkeit von Beziehung entgegengesetzt. Svende bindet immer wieder Freunde und Freundinnen in die Beziehungsgespräche ein.

> Ich muss ihm noch beipuhlen, daß wir heute abend zum Beziehungsgespräch mit Brigitte verabredet sind. Ich habe Angst, das Thema anzuschneiden. Nachher fragt er nach und ich muss ihm erklären, was ich da diskutieren will, warum ich das zu dritt will und so. (ebd., 131)

Arne entspricht ihren Hoffnungen auf einen emanzipierten Mann, indem er einverstanden ist und mitmacht. „Andere Männer würden aufschreien: Wie kannst du unsere privaten Probleme so in der Öffentlichkeit ‚rumtratschen'? Das geht keinen außer uns was an" (ebd.). Wie sich herausstellt, ‚privatisiert' er selbst, wenngleich mit anderen Mitteln: Indem er sich zurückzieht, den Gesprächen zwar zustimmt, sich aber nicht persönlich einbringt, nichts von sich preisgibt. Ihr Projekt der politisch korrekten Beziehung scheitert schließlich.

Der Versuch der radikal öffentlichen Beziehung ist eine praktische Antwort auf die feministische Kritik an Liebesbeziehungen: Vor den Schwächen der liebenden Hingabe versucht man sich durch den Bruch mit der Dyade zu schützen. Die Hinzuziehung dritter Instanzen bei persönlichen Konflikten soll garantieren, dass auch im Privaten die Ansprüche an Gleichheit und Gerechtigkeit gelten.

Die Kritik und auch die Experimente mit alternativen Beziehungsnormen sind inzwischen leiser geworden.[3] Das wird schon daran deutlich, dass die Zitate aus Merians Roman heute eher befremdlich klingen. Man kann nun spekulieren, ob Demokratie und Egalität in der Liebe hinreichend verwirklicht wurden, oder ob die Alternativen gescheitert sind. Vielleicht ging die feministische Kritik auch nicht weit genug. Die Illusion der Frauenbewegung scheint rückwirkend betrachtet folgende zu sein: Problem erkannt – Problem gebannt (vgl. Jackson 1993, 206). Die Politisierung des Privaten zielte auf eine bewusste, selbstreflexive Emanzipation von Frauen und Männern aus unterdrückenden Beziehungen (vgl. Meuser 1998). Doch nehmen wir die Annahme ernst, dass die Unterwerfung unter die eigenen romantischen Leidenschaften eine Form der Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung ist – dass Menschen lernen, eben dies zu wollen und zu ersehnen und dass wir den eigenen „Wunschstrukturen" (Reckwitz 2008, 10) leidenschaftlich verhaftet sind. Dann kann man sich der ungeliebten Liebe nicht einfach durch bewusste Auseinandersetzung entledigen.

Die Frauenbewegung war ein wichtiger Motor für die Entwicklung eines egalitäreren Liebesideals, das heute mit Elementen romantischer Liebe koexistiert: dem Ideal partnerschaftlicher Liebe (vgl. Leupold 1983). Dieses Ideal möchte ich im Folgenden skizzenhaft anhand von Anthony Giddens' (1992) Idealtypus der *reinen Beziehung* diskutieren.

Demokratie der liebenden Geschlechter?

Anthony Giddens (1992) untersucht Transformationen von Liebe und Sexualität und stellt in diesem Zusammenhang einen Trend zur Demokratisierung in persönlichen Beziehungen fest. Nach der romantischen Liebe mit den Motiven der Hingabe und Idealisierung setzen sich demnach partnerschaftliche Liebe (*confluent love*) und reine Beziehung (*pure relationship*) als neue Modelle durch.

Teilweise teilt Giddens die Kritik der Frauenbewegung, romantische Liebe sei hierarchisch und asymmetrisch.[4] Die Feminisierung von Liebe führt für ihn beide Geschlechter in eine Falle: Männer werden emotional abhängig von Frauen, weil sie wichtige Techniken der Herstellung von Intimität nicht erlernen, Intimität aber für eine selbstreflexive Identitätsentwicklung in der „reflexiven Modernisierung" (Giddens 1996, 175) zentral ist. Frauen werden durch die romantische Fixierung auf „Mr. Right" (Giddens 1992, 46) in eine häusliche Unterordnung und Abhängigkeit getrieben. Nach Giddens' Einschätzung war die feministische Kritik jedoch erfolgreich: Weibliche Emanzipation und Egalitätsforderung haben demnach die romantische Liebe zum Auslaufmodell gemacht (ebd., 43 ff, 61 ff). Für die Gegenwart sieht er Männer und Frauen auf dem Weg zu mehr Freiheit und Demokratie.

Der Schlüssel zur neuen Lebensführung heißt bei Giddens *Selbstreflexion*. Beziehungsnormen, die auf Traditionen beruhen oder unreflektiert zur Anwendung kommen, würden durch selbstreflexive Entscheidungen abgelöst. Die private Lebensführung sei nicht mehr normbestimmt, sondern selbstbestimmt – wobei noch die Autonomie der anderen als normative Grenze gilt (194). Beziehungsnormen wie Monogamie, Zusammenwohnen und Ehe haben ihre Verbindlichkeit verloren. Liebesbeziehungen seien damit zu Lebensstiloptionen geworden, die man wählen, wandeln, individuell gestalten – und vor allem mit dem Partner oder der Partnerin demokratisch aushandeln kann: „a transactional negotiation of personal ties by equals (…) a wholesale democratising of the interpersonal domain" (3; vgl. auch Beck/ Beck-Gernsheim 1990).

Im Idealtyp der reinen Beziehung ist es nur die Qualität der Beziehung selbst, die die Partner/innen aneinander bindet. Sie ist also rein im Sinne von frei von Zwängen (Giddens 1992, 94 f). Es gibt keine äußeren Zwänge wie finanzielle Abhängigkeit und soziale Normen, aber auch keine inneren Zwänge. Der Bestand einer Beziehung hängt voll und ganz davon ab, ob beide Partner/innen ihre jeweiligen Bedürfnisse und Wünsche befriedigt sehen (ebd., 58, 137). „Wenn solch eine Liebe nicht erreicht wird," so Giddens, „kann das Individuum jederzeit gehen" (Giddens 1993, 97). Das unterscheidet die reine Beziehung von der romantischen (Giddens 1992, 61 ff). In der romantischen Liebe steht die Beson-

derheit der geliebten Person im Mittelpunkt. Deswegen gehört es zur Liebe, um dieser Person willen auch Opfer zu bringen oder an einer unglücklichen Beziehung um der Liebe willen festzuhalten. In der partnerschaftlichen Liebe steht dagegen die Besonderheit der Beziehung im Mittelpunkt. Dabei ist auch individuelles Nutzen-Kalkül erlaubt, sogar erwünscht. Das Geben in der romantischen Liebe war noch an eine Ideologie der selbstlosen Hingabe gebunden. Das partnerschaftliche Modell erfordert ein symmetrisches „give and take" (Giddens 1992, 62). Ein Einstehen für die eigenen Bedürfnisse ist hierfür Bedingung, sogar normative Forderung (vgl. auch Koppetsch 1998).

Auch für Giddens ist das Private politisch – jedoch im Sinne einer Durchdringung der privaten Sphäre mit einer politischen Logik. Beziehungen sind zunehmend demokratisch organisiert (vgl. Giddens 1996, 193). Die Aushandlung ist aber allein Sache eines Dialogs zwischen den Liebenden. Traditionen und Ungleichheit haben dabei den Rang von Altlasten der romantischen Liebe, von „Ungleichheitshypotheken" (Kahlert 2008, 189), die durch das Autonomieversprechen der reinen Beziehung zunehmend „getilgt" (ebd.) werden (vgl. auch Giddens 1992, 156).

Giddens präsentiert einige Erklärungsansätze für asymmetrische Strukturen in Liebesbeziehungen: Erstens ist die ‚reine Beziehung' *noch* nicht das einzige Beziehungsmodell in unserer Gesellschaft. Sie koexistiert mit der undemokratischen romantischen Liebe als eine mögliche Lebensstiloption (Giddens 1992, 154). Ungleichheit ist zweitens ein Kennzeichen pathologischer Beziehungen, die von zu großen Abhängigkeiten geprägt sind (ebd., 94 ff). Personen, die sich den Umwälzungen der Geschlechterverhältnisse und dem Wandel von Intimität nicht gewachsen fühlen, versuchen drittens mithilfe von Traditionen oder Gewalt ein hierarchisches Geschlechterverhältnis aufrechtzuerhalten (122 f; vgl. auch Giddens 1996, 192).

Giddens kann Ungleichheit so aber nur als Relikt und nicht als *konstitutiven* Bestandteil von Liebesbeziehungen analysieren. Daher bleibt er mit seinem Ansatz blind für die Mechanismen der Herstellung von Ungleichheit unter den Vorzeichen einer Egalitätsrhetorik. Auch lokalisiert er die Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses genau dort, wo schon die romantische Liebe sie hinverbannt hatte: in der Privatheit der Paardyade. Damit wird den Individuen die Verantwortung aufgebürdet, ein eigentlich strukturelles Problem zu lösen – denn Indikatoren der Ungleichheit in Partnerschaften lassen sich durchaus in Statistiken abbilden und können schwerlich als individuelle Probleme betrachtet werden.[5]

Giddens' Modell der Demokratisierung von Liebesbeziehungen fußt auf dem Begriff eines Individuums, das sich selbst und seine Beziehungen reflexiv durchdringen und sich frei entscheiden kann. Es setzt voraus, dass beide Partner/innen willens und in der Lage sind, ihre Bedürfnisse zu formulieren und einzufordern. Mehr noch: dass diese Bedürfnisse fundamental autonome, eigene Bedürfnisse *sind*. Er steht damit exemplarisch für viele Arbeiten, vor allem für solche, die individualisierungstheoretisch argumentieren (z.B. Beck/Beck-Gernsheim 1990). Das kritische Potential der Analyse von Liebesbezie-

hungen schöpfen solche Ansätze meines Erachtens nicht aus, weil sie erstens die konstitutive Funktion von Egalitäts-Diskursen für die Perpetuierung von Ungleichheit nicht sehen und zweitens zentrale Fragen gar nicht erst stellen, nämlich: Wie kommen typische Partner/innen/wahlen und typische Beziehungsweisen unter den Bedingungen von ‚Freiheit' zustande? Und wie wirken ungleiche Rollenzuschreibungen in Beziehungen, die rhetorisch der Beziehungsnorm Egalität verpflichtet sind?

Kritische Liebesforschung heute

Es gibt aus den letzten zehn Jahren einige Beispiele soziologischer Liebesforschung, die die von mir genannten Fragen berücksichtigen. In den Mittelpunkt meiner Ausführungen möchte ich exemplarisch eine Studie von Günter Burkart und Cornelia Koppetsch (1999) stellen.[6]

Burkart und Koppetsch untersuchen in ihrer Studie *Die Illusion der Emanzipation* (1999) die Wirksamkeit von Geschlechtsnormen in Partnerschaften. Dabei kommen sie zunächst zu dem interessanten Schluss, dass die Illusion einer Emanzipation überhaupt nur für ein „individualisiertes Milieu" besteht (Burkhart/ Koppetsch 1999, 9 f). Die Milieus, die sie als „traditionell" und „familistisch" bezeichnen, fühlen sich dem Gleichheitsdiskurs nicht verpflichtet – auch nicht auf einer rhetorischen Ebene. Paarbeziehung bedeutet in beiden Milieus ganz explizit: vergeschlechtlichte Arbeitsteilung. Im traditionellen Milieu geht dies mit einer Abwertung von weiblicher Hausarbeit durch *beide* Partner/innen einher. Die Gabe der Frau ist insofern auch nicht romantisch überhöht. Eher handelt es sich um eine pragmatische Sicht auf Arbeitsteilung – sie ist selbstverständlich und unhinterfragbar und stellt eine beiderseits akzeptierte Geschlechterhierarchie her (ebd., 29 ff). Im familistischen Milieu finden wir am ehesten eine Romantisierung der weiblichen Hausarbeit und ein feminisiertes Ressort Liebe. Dort geht es um eine klare Aufgabenteilung für die gemeinsame Arbeit am gemeinsamen Ziel ‚Familie' (ebd., 95 ff). Die Formen der Anerkennung weiblicher Hausarbeit sind in diesen beiden Milieus konträr: Im traditionellen Milieu gibt es eine klare Hierarchie. Männer grenzen sich demonstrativ von jeglicher Hausarbeit ab. Die Inszenierung von Ungeschick im Haushalt dient der Konstruktion einer männlichen Überlegenheit. Frauensachen sind eben klein, kleinlich und unwichtig (vgl. auch Bourdieu 2001/2005). Im familistischen Milieu ist die Teilung weniger abwertend. Es gibt das Motiv der männlichen Mithilfe. Mithelfen kann man nur im Ressort eines/einer anderen, die Familien- und Hausarbeit bleibt also weiblich. Durch die Mithilfe demonstrieren Männer aber ihre Anerkennung für weibliche Arbeit. Beide Partner/innen ziehen am gleichen Strang für die Familie.

Nur im individualisierten Milieu begegnen wir den Egalitätsdiskursen, die Giddens in seiner Analyse fokussiert (Burkart/Koppetsch 1999, 145 ff). In Bezug auf dieses Milieu zeigen Burkart und Koppetsch auf, welche Welten zwischen Diskurs und Praxis liegen. Und mehr als das: Sie zeigen, wie der Gleichheits-

diskurs sogar der Aufrechterhaltung ungleich verteilter Arbeitsteilung und Anerkennungschancen *dient*.

Eines der untersuchten Paare zeigt alle Voraussetzungen für eine gleichberechtigte Beziehung (ebd., 145-160): Heiko nimmt zwei Jahre Elternzeit und versorgt die Kinder, Brigitte geht arbeiten und ist Familienernährerin. Man könnte das tradierte Modell also umdrehen: Vati spült und Mama arbeitet! Die rekonstruierende Analyse des Falls zeigt jedoch hinter der Fassade ein anderes Bild: Während Brigitte bei der Arbeit ist, sind die Kinder die meiste Zeit in der Kita und im Kindergarten untergebracht. Der von Heiko locker geführte Haushalt ist nicht allzu arbeitsintensiv. Eine Putzfrau erledigt das Nötigste. Dass Heiko seiner Partnerin Brigitte vieles im Haushalt abnimmt, wird von ihr nicht als selbstverständlich, sondern als Großzügigkeit und Privileg aufgefasst. Zum Ausgleich übernimmt sie die Verantwortung für Kinder und Haushalt immer dann, wenn sie zuhause ist. Am frühen Morgen, am Abend und am Wochenende macht Brigitte daher all das, was anfällt bzw. was unter der Woche liegen geblieben ist. Wäsche und Abwasch werden unterm Strich „halbe, halbe" aufgeteilt – wobei Brigitte ja Vollzeit aus dem Haus ist (151). Heikos Hausarbeit beginnt also erst dort, wo Brigitte nicht anwesend sein kann. Brigittes Anspruch an saubere Wäsche bezeichnet Heiko als „Spleen" (153). Wenn sie so viel Wert darauf legt, muss sie sich selbst darum kümmern – und hat die eigene Mehrarbeit auch selbst zu verantworten. Vergeschlechtlichte Zuständigkeiten erweisen sich, so zeigt dieser Fall, selbst beim scheinbar vollständig vollzogenen Rollentausch als recht persistent.

Nun ist es schon fast ein gängiger Topos, dass die Geburt eines Kindes moderne Paare um Jahrzehnte der Emanzipation zurückwirft (vgl. Wetterer 2003, 305 ff; Hill/ Kopp 2006, 244).[7] Ein kinderloses Paar in der Untersuchung sind Paul und Beate (Burkart/ Koppetsch 1999, 160-177). Beide studieren, leben gemeinsam in einer Wohnung mit je eigenem Zimmer und führen getrennte Kassen. Paul und Beate haben die besten Voraussetzungen für eine egalitäre, partnerschaftliche Beziehung. Die ungleiche Arbeitsteilung im Haushalt schleicht sich mehr oder weniger subtil in ihren Alltag ein: Nachdem Paul einmal Beates Jeansjacke in die Rotwäsche gesteckt hat, macht sie von nun an die Wäsche (von beiden) freiwillig allein. Sie betont, dass dies ihre eigene Entscheidung ist und verbietet Paul sogar, die Wäsche zu machen. Beate legt Wert auf Sauberkeit und Gestaltung der häuslichen Atmosphäre, womit Paul wenig anfangen kann. Da es nur ihre ganz persönlichen Bedürfnisse sind, fände sie es unfair, ihm die entsprechende Arbeit abzuverlangen. In einer romantischen Beziehung, in der gegenseitige Opfer zumindest mit symbolischer Anerkennung belohnt werden, hätte Beate für ihre Mehrarbeit Dankbarkeit erwarten dürfen. Paul dagegen inszeniert sich in Abgrenzung zu kleinlichen, irrelevanten Hausarbeiten: Er kann und macht es nicht, weil es ihm einfach nicht wichtig ist. Indem er den häuslichen Rahmen insgesamt abwertet, entschuldigt er nicht nur seine Nicht-Aktivitäten im Haushalt, sondern diskreditiert auch Beates so genannte individuelle Neigungen und positioniert sich so als überlegen. Das erinnert an die

systematische Abwertung von Hausarbeit im traditionellen Milieu. Im individualisierten Milieu, dem auch Paul und Beate zuzuordnen sind, ist die Rhetorik aber eine andere: Nicht Frauensachen sind kleinlich, sondern der individuelle Putzfimmel der Freundin ist übertrieben. Mit ihrem Geschlecht hat das nichts zu tun. Dieses Argumentationsmuster gestattet es beiden Partner/innen, sich als gleichwertig und selbstbestimmt zu erleben: Beate bringt keine Opfer für Paul und umgekehrt muss er weder Dankbarkeit noch Gewissensbisse zeigen. Die Verschleierung *ihrer Mehrarbeit* unter dem Vorzeichen *seiner Gleichgültigkeit* dient beiden Liebenden dazu, sich als autonome, emanzipierte Personen wahrzunehmen, die sich von Geschlechterrollen nichts diktieren lassen.

Der partnerschaftliche Liebescode schafft nicht unbedingt mehr Gerechtigkeit. Vielmehr verschwinden Ungleichheitsstrukturen hinter einer egalitären und individualisierenden Semantik (vgl. Koppetsch 1998). Eine strukturelle Ungleichheit wird so zum Ergebnis fairer Aushandlung zwischen gleichen Partner/innen verklärt. Auch gibt es eine eklatante Differenz zwischen der Logik des Diskurses und der Logik der Praxis – was Burkart und Kopptesch (1999) im Untertitel als „Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen" bezeichnen. Der Bärenanteil von Alltagsorganisation taucht in so genannten Aushandlungsprozessen gar nicht auf: weil es sich eben so ergibt und zu Routinen einschleift – und sich gar nicht nachvollziehen geschweige denn aufrechnen lässt. Das „Verhaltenskapital" von Frauen (im Haushalt oft kompetenter zu sein) entpuppt sich dann als „Negativkapital" (Kaufmann 2005, 257). Laut Individualitätsrhetorik lautet die Deutung dann: Frauen, die sich für den Haushalt zuständig fühlen, haben einen Ordnungsfimmel oder sie schaffen es nicht, sich zu emanzipieren – in jedem Fall sind sie selbst Schuld und handeln freiwillig. Die soziale Anerkennung ihrer Mehrarbeit, so Koppetsch, wird noch geringer als im Fall romantischer Liebe (Koppetsch 1998, 124; vgl. auch Kaufmann 2005, 257 f).

Je stärker der Anspruch ist, individualisiert und emanzipiert zu sein, desto höher ist für beide Partner/innen die Notwendigkeit, sich das Märchen von der Egalität zu erzählen. Die Verleugnung von Ungleichheiten liegt gerade auch im Interesse von Frauen, denn dieser unbewusste Pakt erlaubt ihnen ein positives Selbstbild als autonome Individuen. Individualisierung und Partnerschaft haben offenbar eine Kehrseite, die mehr Beachtung verdient hätte. In genau diese Wunde muss eine kritische Analyse von Liebe den Finger legen. Giddens (1992) und ähnlich ausgerichtete Liebesforscher/innen wie Beck und Beck-Gernsheim (1990) schreiben stattdessen mit am schönen Schein: Sie interpretieren Liebesbeziehungen mittels eines hoch normativen Vokabulars von Selbstbestimmung, Selbstreflexion, freier Wahl und Lebensstiloptionen. Zugespitzt formuliert: Diese Art individualisierungstheoretisch geprägter Analysen schreibt dem Selbstbild der Akteure nach dem Mund.

Schließlich bleibt die Frage, warum Menschen vor Ungleichheiten in Paarbeziehungen die Augen verschließen, statt sich einfach von einer solchen Beziehung zu verabschieden. Nach Giddens Modell „kann das Individuum jederzeit gehen" (Giddens 1993, 97). Natürlich kann es das – tut es aber oftmals nicht. Erstens, weil Liebe eine Bindungskraft hat, die nicht der bewussten Kontrolle

unterliegt. Zweitens, weil Bindungen sich je länger sie anhalten, umso mehr sozial verankern und an Stabilität gewinnen (vgl. Kaufmann 2004; Hondrich 2004, 104; Schnabel 2005, 203; Hill/ Kopp 2001). Nicht um zusammenzubleiben, sondern um einen Partner oder eine Partnerin zu verlassen, braucht es triftige Gründe. Und das von der ersten Nacht an, wie Jean-Claude Kaufmann in seiner Studie *Der Morgen danach* (2004) zeigt. In Bindungen stellen sich sehr schnell Routinen ein und im Zweifel halten die Liebenden eher am „Lauf der Dinge" fest (Kaufmann 2004, 236). Der Extremfall ist schließlich die Familiengründung – spätestens jetzt geht das Individuum Mutter (oder Vater) nicht mehr jederzeit einfach so.

Ausblick

Ich hatte eingangs die Kontrastierung zweier Perspektiven angekündigt: Haben wir es in der Liebe mit einer romantisierten Ungleichheit zu tun oder mit egalitären Partnerschaften zwischen freien Individuen? Abschließend möchte ich resümieren, was der Vergleich ergeben hat und daraus einige Schlüsse für soziologische Liebesforschung ziehen.

Im Übergang vom Paradigma der romantischen Liebe zum Paradigma der partnerschaftlichen Liebe kristallisiert sich meines Erachtens eine interessante Entwicklung heraus: Die Mechanismen der Ungleichheit haben sich verändert und liegen nun versteckt unter einer dicken Schicht Gleichheitsrhetorik. Die Chancen der Subjekte, Ungleichheit zu erkennen und anzuerkennen sind schlechter geworden. Individualität und Autonomie sind dominante gesellschaftliche Normen (vgl. Krähnke 2007; Meyer-Drawe 1990) und niemand möchte sich dem Vorwurf aussetzen, er oder sie verstecke sich hinter sozialen Strukturen.[8] Gleich geblieben aber ist eine Krux mit der Liebe: Was unsere Liebesbeziehungen strukturiert, ist weitgehend im Wollen und Fühlen festgeschrieben. Damit fühlt es sich nach wie vor privat und persönlich an. Und noch immer ist der Sache mit Selbstreflexion nicht beizukommen. Das Bewusst-Machen von Ungleichheiten führt offenbar noch nicht zu einem Wandel.

Giddens setzt in seinen Analysen bei einem selbstbestimmten Individuum an, das ganz alleine entscheidet, was es tun und was es lassen will. Bedürfnisse entstehen aber nicht in einem sozialen Vakuum. Die Menschen wählen keine ganz einzigartigen, nie da gewesenen Beziehungsmodelle. Wir stützen uns in der Liebe auf Normen, auf Vorbilder, auf unser gesellschaftlich konstruiertes Wissen davon, wie eine ‚richtige Liebesbeziehung' auszusehen hat. Aus diesen normativen Vorstellungen von der Liebe speisen sich auch Bedürfnisse und Wünsche (vgl. Degele/ Bethmann 2009). Ein Blick in die Empirie hat gezeigt, dass bei allen positiven Errungenschaften der Emanzipation eine wirklich egalitäre Partnerschaft heute nicht das vorherrschende Modell ist. Auch in der Individualitätsrhetorik des partnerschaftlichen Modells finden wir daher Spuren der Bourdieu'schen „Verleugnung der sozialen Welt" (Bourdieu 1987, 796).

Eine Kritik an Liebesbeziehungen muss heute im Unterschied zu den 1970er Jahren berücksichtigen, dass es tabuisierter geworden ist, Ungleichheiten auszusprechen. Es widerspricht dem Selbstbild der Menschen als autonome Individuen. Wenn das eigene Verhalten selbstreflexiv durchdrungen ist, dann kann man alles als eigene Entscheidung und freie Wahl bezeichnen. Eine Kritik an gesellschaftlichen Liebesnormen funktioniert unter diesen Vorzeichen nicht mehr so einfach. Gesellschaftliche Beziehungsnormen werden zumindest im individualisierten Milieu ja bereits heftig kritisiert. Das eigene Handeln und Fühlen scheinen sie aber kaum zu betreffen. Das ist, so die Wahrnehmung, ganz individuell.

Um der heutigen Individualisierungs- und Gleichheitsrhetorik zu begegnen, möchte ich eine neue Grundlage der Kritik vorschlagen. Ich will versuchen, diese in einem Slogan zu kondensieren: Statt „Das Private ist politisch! Man darf nicht privatisieren!" muss es jetzt heißen: *„Das Individuelle ist sozial! Man darf nicht individualisieren!"* In den 1970er Jahren war die Romantisierung von Ungleichheit Gegenstand der Kritik. Heute müsste man es so formulieren: Die Romantisierung ist einer *Verpartnerschaftlichung von Ungleichheit* gewichen: denn mithilfe der Partnerschaftssemantik arbeiten Paare gemeinsam an der Verschleierung anhaltender Ungleichheit. Das ist eine neue Form der Komplizenschaft in Liebesbeziehungen.

Diese Einsichten versuchen wir im Forschungsprojekt „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Gefühls"[9] methodisch und theoretisch umzusetzen. Der Datensatz besteht im Kern aus 18 Gruppendiskussionen, anhand derer wir mit rekonstruktiven Auswertungsmethoden Normalisierungsprozesse herausarbeiten. Dabei geht es unter anderem darum, wie Internalisierungsprozesse die Wirksamkeit von Normen unsichtbar machen – verinnerlichte Normen wirken subtil, weil sie eigene Bedürfnisse geworden sind. Wir wählen eine subjektanalytische Einbettung (vgl. Reckwitz 2008): Das liebende Subjekt wird nicht als *Ausgangspunkt* seiner Handlungen und Gefühle gesetzt. Denn genau da sehen wir die Schwachstelle in den oben genannten individualisierungstheoretisch geprägten Modellen. Vielmehr geht es uns um die *soziale Genese von Subjektivität*, von liebenden Subjekten. Das Subjekt ist dabei nie Individuum, sondern es ist im Kern sozial (vgl. ebd.).

Das Prozedere der Reflexion und der bewussten Entscheidung, in dem Giddens den Schlüssel zur Befreiung aus traditionsverhaftetem Handeln sieht, verleiht zwar jeder ‚Lebensstiloption' einen individuellen Anschein – selbst einem standardisierten Kleinfamilienmodell samt Eigenheim und Golden Retriever, nach den Erkenntnissen, die ich hier dargelegt habe, können wir aber die bewusste Selbstreflexion der Befragten und ihre darauf aufbauenden Legitimierungsstrategien in der Analyse nicht wortwörtlich nehmen. Wir prüfen stattdessen diese Mélange aus Selbstverständnis, Selbstinszenierung und rhetorischer Strategie auf ihre Funktionen hin und gelangen so auf eine Ebene voller Widersprüchlichkeiten. Anders als Giddens sehen wir in diesen Widersprüchen nicht den Nachhall einer unvollständig überwundenen romantischen Liebe, die der Vergangenheit angehört. Wir analysieren sie als *konstitutive* Bestandteile

von Liebesgefühlen, die eine strukturierende Macht in Liebesbeziehungen darstellen.

Noch eine weitere Perspektive eröffnet sich durch diesen Forschungsansatz. Die Geschichte romantischer Liebe ist eng verbunden mit dem Entstehen einer historischen Subjektivität, die gemeinhin als Individualität bezeichnet wird. Individualität ist ein zentrales Motiv sowohl der romantischen als auch der partnerschaftlichen Liebe. Mit unserem Versuch einer subjektanalytischen Erforschung von Liebe verbindet sich daher die Chance, in grundlegender Weise Individualität als Effekt sozialer Normierung und Subjektivierung sichtbar zu machen.

Anmerkungen

1 Es liegt auf der Hand, dass romantische Liebe auch die Norm der Heterosexualität stützt. Im Rahmen dieses Artikels lege ich den Schwerpunkt auf als heterosexuell etikettierte Liebesbeziehungen. Eine Kritik solcher Beziehungen ist nach meiner Auffassung zugleich als Kritik an heteronormativen Verhältnissen zu lesen.

2 Auf dieses Beispiel zur Illustration der Politisierung des Privaten stieß ich bei Kornelia Hahn (2000).

3 Alternative Beziehungsnormen finden sich heute z.B. in der Polyamorie-Bewegung. Diese Monogamie-Kritik steht aber Giddens' im Folgenden näher erläuterter Demokratisierungsthese nahe, da sie von einem Aushandlungsprozess zwischen autonomen Individuen in Liebesbeziehungen ausgeht (vgl. Méritt/ Bührmann/ Schefzig 2005). Ich begreife Polyamorie daher in keiner Kontinuität mit der feministischen Liebeskritik der 1970er und 1980er Jahre.

4 Gleichzeitig betont Giddens den subversiven Charakter von romantischer Liebe, und zwar als Strategie weiblicher Ermächtigung und als positive Utopie (Giddens 1992, 44 ff).

5 Als Beispiele seien genannt: die ungleiche Verteilung von Elternzeit, Kinderbetreuung und Karrierechancen (vgl. *BMFSFJ* 2004) sowie von Arbeitsteilung im Haushalt mit und ohne Kinder (vgl. Gille/ Marbach 2004). Rollenmodelle sind für diese Aufgabenteilung nicht nur implizit, sondern auch explizit nach wie vor orientierungsstiftend (vgl. *BMFSFJ* 2004).

6 Zu nennen wäre auch Eva Illouz (2003), die vorwiegend die Reproduktion von Klassenunterschieden fokussiert.

7 Das Modell Erwerbsarbeit des Vaters und Elternzeit der Mutter ist bei weitem das üblichste (vgl. *BMFSFJ* 2004; Hill/ Kopp 2006, 237; *Familienmonitor 2008*, 22 ff). Neben finanziellen Vorteilen nennen Eltern als Hauptgrund für die Übernahme dieses Rollenmodells „eigene Vorstellungen und Wünsche" (*BMFSFJ* 2004). Und wer zuhause bleiben will, darf natürlich – auch in Giddens' Modell der reinen Beziehung. Wenn die eigenen Bedürfnisse zufällig ins statistische Mittel fallen, ändert das nichts. Individualität und Entscheidungsfreiheit können zu Totschlagargumenten werden in jeder Diskussion über Gleichberechtigung.

8 So manche postfeministische Publikation über „Alphamädchen" und „F-Klasse" spiegeln diesen Trend.

9 Das Forschungsprojekt wird von der DFG gefördert (Laufzeit: 2008-2011) und ist angesiedelt am Institut für Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg unter der Leitung von Prof. Dr. Nina Degele.

Literatur

Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck- Gernsheim (1990) *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bischoff, Claudia (1992) *Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit seit dem 19. Jahrhundert*. Frankfurt/M.: Campus.

Blossfeld, Hans-Peter/ Andreas Timm (2003) *Who marries whom? Educational systems as marriage markets in modern societies*. Dordrecht: Kluwer.

Bock, Gisela/ Barbara Duden (1977) „Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus." *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Juli 1976*. Hg. Gruppe Berliner Dozentinnen. Berlin: Courage, 118–199.

Bourdieu, Pierre (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2001) „Teilen und Herrschen: Zur symbolischen Ökonomie des Geschlechterverhältnisses." *Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. Hg. Claudia Rademacher/ Peter Wiechens. Opladen: Leske + Budrich, 11–30.

Bourdieu, Pierre (1987) *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004) *Bericht über die Auswirkungen der §§ 15 und 16 Bundeserziehungsgeldgesetz. Gender Datenreport*. Berlin. 02.03.2010 <http://www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/literatur,seite=3.html>.

Burkart, Günter (1998) „Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe." *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hg. Kornelia Hahn/ Günter Burkart. Opladen: Leske + Budrich, 15–49.

Degele, Nina/ Stephanie Bethmann (2009) „Gewusst wie: Kompetent lieben und leiden." *Emotionen in Geschlechterverhältnissen. Affektregulierung und Gefühlsinszenierung im historischen Wandel*. Hg. Sabine Flick/ Annabelle Hornung. Bielefeld: transcript.

Degele, Nina (2003) „Mutti spült, Papa arbeitet. Zur Soziologie von Arbeit und Geschlecht." *Freiburger FrauenStudien* 13/2003: 175-194.

Giddens, Anthony (1996) „Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft." *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Hg. Ders./ Ulrich Beck/ Scott Lash. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 113-194.

Giddens, Anthony (1992) *The transformation of intimacy. Sexuality, love and eroticism in modern societies*. Cambridge: Polity Press.

Giddens, Anthony (1993) *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Fischer.

Gille, Martina/ Jan Marbach (2004) „Die Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress." *Alltag in Deutschland – Analysen zur Zeitverwendung. Schriftreihe Forum der Bundesstatistik* 43/2004, 86-113. Hg. Statistisches Bundesamt.

Hahn, Kornelia/ Günter Burkart (1998) Hg. *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*. Opladen: Leske+ Budrich, 217-233.

Hahn, Kornelia (2000) „Liebe. ein Testfall für die fragile Grenzkonstruktion von Intimität und Öffentlichkeit." *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe*. Hg. Konelia Hahn/ Günter Burkart. Opladen: Leske + Budrich, 249-278.

Hill, Paul B./ Johannes Kopp (2006) *Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.

Hirschauer, Stefan (1992) „Konstruktivismus und Essentialismus. Zur Soziologie des Geschlechterunterschiedes und der

Homosexualität." *Zeitschrift für Sexualforschung* 5(4)/1992, 331-345.

Hondrich, Karl Otto (2004) *Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Koppetsch, Cornelia (1998) „Liebe und Partnerschaft. Gerechtigkeit in modernen Paarbeziehungen." *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hg. Kornelia Hahn/ Günter Burkart. Opladen: Leske + Budrich, 111-129.

Illouz, Eva (2003) „Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus". *Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie* 4/2003. Frankfurt/ M.: Campus.

Jackson, Stevi (1993) „Even sociologists fall in love." *Sociology* 27/1993, 201–220.

Kaufmann, Jean-Claude (2004) *Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt*. Konstanz: UVK.

Kaufmann, Jean-Claude (2005) *Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen*. Konstanz: UVK.

Klein, Thomas (2001) Hg. *Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe*. Opladen: Leske + Budrich.

Klein, Thomas (2005) *Sozialstrukturanalyse. Eine Einführung*. Reinbeck: Rowohlt.

Koppetsch, Cornelia/ Günter Burkart (1999): *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich*. Konstanz: UVK.

Krähnke, Uwe (2007) *Selbstbestimmung. Zur gesellschaftlichen Konstruktion einer normativen Leitidee*. Weilerswist: Velbrück.

Lenz, Karl (2006) *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/ GWV Fachverlage GmbH.

Leupold, Andrea (1983) „Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen" *Zeitschrift für Soziologie* 12/ 1983: 297-327.

Luhmann, Niklas (1982) *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Merian, Svende (1984*) Der Tod des Märchenprinzen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Méritt, Laura/ Traude Bührmann/ Nadja Boris Schefzig (2005) Hg. *Mehr als eine Liebe. Polyamouröse Beziehungen*. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

Meuser, Michael (1998) „Vergesellschaftete Intimität. Geschlechterpolitik und Liebe." *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts*. Hg. Kornelia Hahn/ Günter Burkart. Opladen: Leske + Budrich, 217-233.

Meyer-Drawe, Käte (1990) *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich*. München: Kirchheim.

Reckwitz, Andreas (2008) *Subjekt*. Bielefeld: transcript.

Schnabel, Annette (2005) „Gefühlvolle Entscheidung und entscheidende Gefühle. Emotionen als Herausforderung für Rational Choice-Theorien." *KZfSS* 57/2005, 278–307.

Schwarzer, Alice (1973) Hg. *Lohn: Liebe. Zum Wert der Frauenarbeit*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Simmel, Georg (1985) „Fragment über die Liebe" *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*. Hg. Ders./ Heinz-Jürgen Dahme/ Klaus Christian Köhnke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Sontag, Susan (1973) „Reflexionen über die Befreiung der Frauen" *Lohn: Liebe. Zum Wert der Frauenarbeit*. Hg. Alice Schwarzer. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Wetterer, Angelika (2003): „Rhetorische Modernisierung: ‚Das Verschwinden der Ungleichheiten aus dem zeitgenössischen Differenzwissen.'" *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.

Institut für Demoskopie Allensbach (2008) *Familienmonitor (Repräsentative Befragung zum Familienleben und zur Familienpolitik*. Im Auftrag des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. 07.03.2010 <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/BMFSFJ/Service/Publikationen/publikationen,did=113006.html>.